

Der Chou-Zeit folgen die der Ts'in und der Han. Rußland hat zur Geschichte der Han-Kunst einen seltensten Beitrag geliefert. Eine gelehrte Mission unter Führung von Kozlow hat in der Mongolei Fürstengräber der Zeit um Christi Geburt geöffnet. Reste von Stoffen, von Lackschalen und Bronzegerät sind zutage gefördert worden, in denen drei Kulturen, die griechische, die skythische, die chinesische sich begegnen. Ebenso eindrucksvoll wie aufschlußreich ist dieser Blick in die Vergangenheit, der ungeahnte Perspektiven historischer ebenso wie formengeschichtlicher Art eröffnet. Zum ersten Male werden hier Funde der Kozlow-Expedition, die auch in Rußland noch nicht gezeigt wurden, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Aber für geschichtliche Erörterungen ist in einem knappen Bericht kein Raum. Wer mehr wissen will, kann in drei Büchern die Geschichte der chinesischen Kunst studieren, die alle drei kurz nacheinander erschienen sind: Otto Fischer in der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Kümmel im Handbuch der Kunstwissenschaft, Curt Glaser in Springers Kunstgeschichte. Dort kann er lernen, wann der Buddhismus in China eingeführt wurde, und wie es mit der vielberufenen Gandhārafrage steht, um die sich die Gelehrten mit besonderem Eifer streiten. Er wird dann wissen, warum es in dem Raume, in dem die Wei-Zeit dargestellt ist, wieder so ganz anders aussieht. Steinbuddhas lächeln archaisch. Wunderschöne vergoldete Kleinbronzen stehen in Vitrinen. Die figürliche Keramik setzt ein, die sich in der folgenden Tang-Zeit so großartig entfalten sollte. Und hier endlich marschieren sie auf, die heut so beliebten Kamele mit ihren Führern, die Reiter und die Pferde, die beinahe unglaublich verrenkten Zirkusreiterinnen, die hohen Beamten und die niedlichen Musikantinnen und Tänzerinnen, die Wachtgottheiten endlich und das Kleintier, die ganze Parade der Gräber, mit der sich die vornehmen Chinesen in ihrem Jenseits zu vergnügen gedachten, und die man ihnen seit zwanzig Jahren systematisch plündert, um wohlhabende Europäer im Diesseits zu amüsieren.

Die Ausstellungsleitung hat sich offenbar die größte Beschränkung auferlegt, um die Flut der Grabfiguren, die ihr leicht von allen Seiten zugeströmt wäre, einzudämmen. Besonders gut und besonders echt war die Parole, nach der gewählt wurde, zumal in diesem Gebiete in hervorragendem Maße der Satz von der Relativität Geltung hat. Die Chinesen hatten ganz recht, wenn sie den Toten nicht gerade die teuersten und besten Sachen in die Gräber stellten. Schlecht ist also keineswegs gleichbedeutend mit Falsch. Es gibt sicher viel mehr echte Stücke, als viele Kritiker wahrhaben wollen. Aber in die Niederungen der Tonbäckerei braucht man darum den alten Chinesen ebensowenig wie ihren heutigen Nachahmern zu folgen, und daß gerade hier streng auf Niveau gehalten wurde, ist ein Segen der Ausstellung. Von Tang-Keramik weiß man merkwürdigerweise mehr als von Sung-Keramik, wie überhaupt gewisse Epochen des chinesischen Altertums besser bekannt sind als die späteren Jahrhunderte bis zur Ming-Zeit. Man hat ein paar feste Anhaltspunkte dafür, wie das Tongeschirr der Chinesen im 9. Jahrhundert beschaffen gewesen ist. Sarre hat in Samarra chinesische Scherben gefunden, die gut datiert sind. In Japan gibt es ein ganzes Schatzhaus aus dem 9. Jahrhundert, das voll ist von chinesischem Gerät. Endlich hat man die Gräberfunde. In der Sung-Zeit wird das anders. Man ist jetzt in der Haupt-